

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 8

Artikel: Die Königschmieds [Fortsetzung]

Autor: Moeschlin, Felix

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 8, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

22. Februar 1919

□ □ Liebeslieder. □ □

Von Cajetan Binz.

Es ist so seltsam
In deinen Augen
So süß ein himmlischer Schein:
Ein Silberteich aus Morgentau,
Ein wunderheller Mondlichtsee
Ist dieser süße Schein in deinen Augen,
Dass ich mich darin baden möchte.
Es wäre süß für meinen Leib
In diesem Glanz zu baden,

I.
Er müßte duften
Zeit meines Lebens,
Ein Rausch von Hyazinten und von Lilien
Und weißen Rosen; und er müßte schimmern
Wie weißer Marmor in verklärten Nächten.
So sehr kommt alle Schönheit nur von Dir!
Du bist so seltsam
Mit deinen Augen,
Ich möchte baden in ihrem süßen Schein.

Ich möchte dich streicheln,
Denn Du bist zart wie ein Pfirsich,
Und duftend ist dein süßer Leib.
Ich möchte dich küssen,
Mich an dich schmiegen,
Denn du bist ein Beet
Von tausend Blumen,
So weiß und rot.

II.
Aber ich zittere,
Wenn ich dich sehe,
Denn meine Hände sind rauh,
Und mein Mund zerstört Dich
Mit seinem Hauche;
O ich bin elend,
Arm und häßlich,
Tot möcht' ich sein!

== Die Königschmieds. ==

Roman von Felix Moeschlin.

Dieses leise Geräusch trieb dem Urs die nektischen Flausen aus dem Kopf, und wenn es schon nur wenig Wasser war, das aus den Augen Mareis auf den Wiesenboden floß, so genügte es doch, um ihn vernünftiger zu machen. Er nahm sich zusammen und sah darüber nach, was es mit der Stadt wohl für eine Bewandtnis haben könnte; aber es fiel ihm nichts Vernünftiges, geschweige denn etwas Erlösendes ein. Die Marei mußte ihm das wohl ansehen, denn sie sagte:

„Dann muß ich dich wohl darauf stupfen. Dort liegt die Stadt, schau nur recht hin und präg dir das ein. Du mußt machen, daß du dort Lehrer wirst, dann können wir heiraten.

Jetzt bekam auf einmal das Wort „Stadt“ Leben für ihn. Das wuchs aus den fünf Buchstaben auf und breitete sich vor ihm aus, legte Straßen vor ihm hin, so sauber und trocken und glatt, wie der Boden einer Tenne oder gar noch gepflastert, wie der Platz vor der Dorfkirche. Stellte Häuser daran, die fast bis in den Himmel gingen, so hoch waren sie und schöner als die Paläste in unglaublichen Märchen. Und ein Münster, gegen das alle Kirchen, die sonst im Lande herum standen, zusammenschrumpften und nicht mehr des Ansehens wert waren. Hoch über dem Rheine steht es, daß es einem schwändig wird, wenn man auf das Wasser hinunter sieht.

So sprang eines nach dem andern vor ihm auf, bis alle Herrlichkeiten der Stadt beieinander waren. Und im

Geiste bekamen alle einen blendenen goldenen Schimmer und eine bedeutende Ueberhöhung. Zu vorderst aber prangte eine Schule, stattlich wie ein Rathaus und feierlich wie eine Kirche. Und dort ging er ein und aus und genierte sich gar nicht, wenn er den Lohn bezog, dann hatte er nach einem Vierteljahr schon so viel Geld zu zählen, wie jetzt nach zwölf Monaten, und das zum mindesten. Und seine Wohnung hatte Zimmer wie seine jetzige Dorfschule, und Mansarden, von denen die kleinste noch größer war als eine Bauernstube. Und ein Salon war auch dabei und drin ein Kanapee und vier Fauteuils und ein Klavier, denn wenn sie einmal ein Mädchen hatten, mußte es darauf musizieren. Und bisweilen kamen die Verwandten vom Land mit Butter und Eiern und konnten nicht genug rühmen, wie gut er es hätte, ganz gleich, ob es hagel oder schneie, regne oder dürr sei, ob die Rühe an Klauenseuche litten oder nicht und die Hühner am „Pfisi“. Gerade wie der liebe Herrgott, so gut hätt' er's. Und sie, die Bauersleut', müßten schinden und schusten und brächten es doch ihrer Lebtag zu seinem Kanapee, geschweige denn zu einem Klavier. Und wenn sie schließlich noch eins kaufen könnten, im Fall es einmal ausnahmsweise ein paar Jahre hintereinander keinen Reif und keinen Hagelschlag gäbe, so hätten sie doch keine Zeit, um drauf zu spielen!

So ein Schulmeister in der Stadt, der hat es gut.

Aber es ist auch schwer, einer zu werden, besonders wenn man auf dem Lande geboren ist.

Vier Jahre muß Urs noch im Kanton unterrichten, um sein Stipendium abzuverdienen, dann erst kann er gehen, wohin er will. Aber sie sind ja noch jung. Und er hat den festen Willen. Und wo der ist, kommt auch das andere.

Marei wartet, und es fällt ihr gar nicht mehr so schwer. Sie weiß jetzt, daß alles in Ordnung ist zwischen ihr und ihm. Und wenn Urs einmal Lehrer ist in der Stadt, dann wird auch der Vater nachgeben.

Muß nicht der Bauer mit Geduld alles erwarten? Tut er nicht etwas Großes, Uebermenschliches, wenn er Bäume pflanzt, von denen er weiß, daß sie erst in fünfzehn Jahren Früchte tragen werden? Vielleicht auch erst in zwanzig Jahren!

Warum sollte sie nicht ebensoviel Vertrauen auf die Zukunft haben?

Viertes Kapitel.

Noch nie war ein solcher Sturm durch die Seelen der Talbauern gegangen. Das griff ihnen ans Leben. Das Höchste wollte man ihnen rauben, das über ihrem Tale stand. Das Licht sollte erlöschen, das seine Strahlen gesandt hatte in alle Hütten und Herzen. Der Strom der Gnade sollte versiegen, der seit Jahrhunderten geflossen war. Das konnte nicht sein.

Und doch war nichts daran zu ändern. Wenn die Welt nicht vorher unterging, dann wurde an dem und dem Tage das Kloster Mariafels von Kanton wegen als aufgehoben erklärt und die Felsenherren zum Verlassen des Ortes gezwungen. Das Volk hatte darüber abgestimmt, und diejenigen, die gegen das Kloster den Vorwurf eines für das Gemeinwohl unfruchtbaren, sogar schädlichen Fau-

lenzerlebens erhoben hatten, waren in der Mehrzahl gewesen. Der Beschuß war rechtskräftig.

Es ist nichts mehr daran zu ändern! Aber vielleicht doch. Brauchen sie sich das gefallen zu lassen? Was geht es die Mitkantonler an, ob sie ein Kloster haben oder nicht? Was wissen denn die Leute, die viele Stunden weit weg wohnen, ob die Felsenherren fleißig sind oder nicht? Warum ist die Regierung plötzlich so besorgt um sie und hat doch bis dahin nicht dergleichen getan, als ob sie wüßte, daß da am Berge fünf Dörfer stehen, die auch noch zum Kanton gehören? Beim Einziehen der Steuern hatte man sie nie vergessen, aber im übrigen hätten sie ebensogut in Hinterindien liegen können, es wäre ganz aufs gleiche herausgekommen, nur daß dann die hohe Regierung eine bessere Ausrede gehabt hätte, sich nicht mit ihnen zu beschäftigen.

Und jetzt kommt man ihnen so. Aber poß Hagel und Blitz, noch ist's nicht Matthäi am letzten. Zu Hause hat jeder Soldat ein Ordonnanzgewehr und Patronen dazu. Wann soll man die besser brauchen können als jetzt? Ist man nicht in Not? Und wer kein Gewehr hat, findet vielleicht einen alten Stützen, mit dem man schon noch pülvbern kann, wenn's darauf ankommt. Geht's auch langsamer, so zielt man dafür um so genauer. Und zu guter Letzt hat man auch noch Sensen und Dreschflegel. Sie sollen nur kommen, die Schreiber und Landjäger. Man wird ihnen den Meister schon zeigen.

So schimpften die Männer und freuten sich doch auch wieder dabei. Endlich etwas anderes als z'Aderfahren und Mistführen, etwas, das aussah wie Krieg. Und für eine gute Sache überdies, für eine heilige Sache, wo man sich nebenbei noch himmlische Herrlichkeit verdienen konnte.

Die Weiber weinten und beteten. Und die alten Leute murmelten vor sich hin, jetzt gehe die Welt unter. Es daure sie, daß sie das noch hätten erleben müssen. Aber die Menschen würden mit jedem Tage böser, und wenn sie der Herrgott wären, hätten sie schon früher die Geduld verloren. Ja, das hätten sie.

Unbestimmte Pläne hingen in der Luft. Meinungen und Vorschläge gingen hin und her. Die Männer saßen den halben Tag in den Schenken und beratschlagten. Und wenn einer müde werden wollte und nachgiebig, dann heizten ihm die andern gehörig ein. Und wenn es die Worte und die beleidigte Frömmigkeit nicht taten, so tat es der Wein und die in jedem Menschen steckende Händelsucht. Sie kamen überein, sich am Vorabend des schweren Tages beim Königschmied zu treffen. Aus jeder Familie einer, wenn es ginge, ein paar mindestens aus jedem Dorf. Wie die's dann beschließen würden, so wollten sie es halten. Auf alle Fälle möge jeder sein Schießzeug in Ordnung bringen, es sei ja nicht gesagt, daß man wirklich zum Schießen komme, aber man könne nie wissen, und besser sei besser.

Der Abend war da. Die große Stube im Königshofe stand gestellt voll. Es wurde so viel durcheinander geredet und so laut, daß man sein eigenes Wort nicht verstand. Aber still wurde es, mäuschenstill, als der Königschmied sprach:

„Man vergewaltigt uns, das ist richtig. Der Beschuß des Kantons geht gegen unsere Meinung, das kann ein jeder merken. Ihr wollt euch dagegen wehren, ich begreife das.

Aber es müßt nichts. Und bei etwas Nutzlosem, da helf' ich nicht mit.“

„Es ist nicht nutzlos, Sepp. Du wirst sehen, wenn wir morgen alle dort oben auf dem Kirchplatz stehen, und jeder hat etwas zum Schießen oder zum Dreinschlagen mit, dann wird sich die Regierung besinnen.“

„Aber wenn sie sich nicht besinnen? wenn sie ihren Willen durchstieren will?“

„Dann wollen wir sehen, wer der Stärkere ist.“

„Indem ihr schießt?“

„Ja, wenn es sein muß.“

„Indem ihr ein paar Leute totschießt, die gar nichts dafür können, da sie eben auch nur einem Befehle nachkommen.“

„Bleiben sie zu Hause, die Kerle. Man braucht einem sündhaften Befehle nicht nachzukommen.“

„Gut. Und dann?“

„Und dann? Na, dann haben wir unser Kloster wieder.“

„Dummes Zeug. Die Regierung wird einen Trupp Soldaten schicken. Aber besinnt euch. Ihr könnt' deswegen doch keinen Krieg anfangen. Das ist ja lächerlich. Stellt euch die Sache doch klar vor.“

„Die Regierung wird sich wohl bedenken, das Kloster aufzuheben, wenn sie sieht, daß wir es nicht dulden wollen.“

„Sie wird sich nicht bedenken, sie hat die Mehrheit hinter sich. Und sie hat ein Vermögen zu erwarten, das sich auf Millionen beläuft.“

„Eben das ist's; sie wollen nur das Geld.“

„Drum sag' ich ja, sie werden nicht nachgeben. Und da ihr euch nicht in einen Kampf einlassen könnt, wenn ihr nicht alle miteinander als Mörder ins Zuchthaus kommen wollt, so müßt ihr euch eben dren schicken.“

„Das tun wir nicht. Wir lassen uns das Kloster nicht rauben.“

„Aber seid doch vernünftig. Nimmt man euch die Kirche? Nein! Nimmt man euch das wunderkräftige Muttergottesbild? Nein!“

„Maria wird uns nie mehr beistehen, wenn wir sie jetzt im Stiche lassen. Und die Kirche wird verfallen, wenn niemand mehr für sie sorgt.“

„Ihr schwätz nur immer von dem einen und das andere vergeht ihr. Wenn das Kloster aufgehoben wird, dann gibt es billiges Land zu kaufen.“

„Wir sind keine Kirchenräuber!“

„Diejenigen, welche jetzt bloß als Wächter auf ihrem Boden sitzen, können nachher Besitzer sein. Und der Schulfonds bekommt Geld.“

„Du meinst es schlecht mit den Felsenherren, Königschmied, aber man weiß warum. Du hast einen Zorn auf sie, weil sie dir deinen einzigen Sohn gestohlen haben. Du hättest es wohl am liebsten, wenn das Kloster nie existiert hätte. Gelt?“

Die Talbauern murmelten beifällig.

Sepp erkannte die Stimme eines alten Widersachers. Es gelang ihm aber, ganz ruhig zu bleiben, obwohl er am liebsten hinausgeschrien hätte: „Ja, so ist's. Ich hasse die Felsenherren und ich möchte es ihnen gönnen, wenn sie mor-



Carl Itschner: *Le Cotillon*.

gen zu Bettlern würden!“ Aber er durfte es sich nicht merken lassen und sagte:

„Daß ich ein Freund des Klosters bin, glaube ich bewiesen zu haben. Ich lasz meinen Sohn Pfarrer werden. Aber weil ich weiß, daß morgen nicht zu helfen ist, gebe ich den Widerstand auf. Wenn ich eine Hilfe wüßte, würde ich alles anwenden, um das Kloster zu retten. Denn die Mutter Gottes hat mir einst meinen Sohn vorm Tode bewahrt. Aber ich weiß nichts. Darum füge ich mich in das, was Gott über uns verhängt.“

„Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“

„Man darf sich nicht mit Mord und Totschlag helfen.“

„Der Königschmied hat recht, wir müssen uns dreinschicken,“ so sagten jetzt die Bauern.

Der Königschmied hatte seine Leute wieder am Bändel. Sie sahen ein, daß es ein Unsinn ist, mit den Waffen in der Hand nach Mariafels zu ziehen. Sie wollten sich in das Unglück schicken, vielleicht ist es ja auch gar nicht so schlimm, wie es aussieht, und Gottes fester Wille, daß das Kirchenland wieder Bauerneigentum wird.

Sie wollten nach Hause. Da ging die Türe auf und es kam ein junger Mensch herein, hübsch anzusehen, so zwischen achtzehn und zwanzig. Es war ihnen, als müßten sie ihn kennen und sie kannten ihn doch nicht, bis er den Mund auftat und sagte: „Guten Abend, Vater.“ Da wußten alle auf einmal, daß dies Viktor war, des Königschmieds Sohn. Sie nahmen ihre Hüte wieder ab und warteten. Denn es mußte wohl wegen etwas Wichtigem sein, daß der von seinem welschen Städtchen den weiten Weg gekommen war,



Das Städtchen Sursee: Generalansicht.

was er nie getan hatte in den drei Jahren, die er schon auf dem Gymnasium war.

Der Königschmied staunte am meisten, obwohl er wußte, warum sein Sohn drei Jahre lang nicht nach Hause gekommen war. Denn es war auf seinen eigenen Befehl hin geschehen, damit er nicht immer von neuem an den Verlust erinnert werde, den er erlitten, als sein Sohn von ihm ging, um ein Pfarrer zu werden. Und er konnte sich auch denken, warum er gerade jetzt vor ihm stand. Obwohl es ihm in diesem Augenblick nicht groß ums Denken war, denn er hatte mit dem Anschauen genug zu tun und sich immer wieder voll Erstaunen zu fragen, ob das wirklich sein Sohn sei, der so groß und stark vor ihm stand. Wie war er in den drei Jahren in die Höhe geschossen. Gab es denn wirklich kein Mittel, um ihm die dummen Gedanken aus dem Herzen zu reißen und ihn auf dem alten Hofe zu einem wirtschaftlichen Bauern zu machen, daß er sich dran freuen konnte bis ans Lebensende?

Viktor stand in der Stube und sagte nicht viel, als wolle er drauf warten, was die andern meinten. Aber die sagten auch nichts, so daß er schließlich fragen mußte:

„Was habt ihr beschlossen? Wie wollt ihr es verhindern, wenn die Felsenherren aus dem Kloster getrieben werden sollen?“

Man zuckte die Achseln und schaute neben ihm vorbei. Nur der Widersacher fand die Gelegenheit ausnehmend schön, um etwas zu sagen:

„Was wir beschlossen haben, Viktor? O nicht viel. Dein Vater ist ein vernünftiger Mann und die andern folgen ihm wie die Schafe ihrem Leithammel. Und dein Vater hat gefunden, es sei das Beste, man lasse geschehen, was geschehen wolle, denn dabei schaue vielleicht etwas für ihn selber heraus. Du hast einen sehr gescheiten Vater.“

Viktor wandte sich an die Bauern und rief:

„Das dürft ihr nicht!“

Sein Vater fiel ihm ins Wort:

„Das verstehst du nicht, da bist du noch zu jung!“

Aber Viktor sprach weiter und nannte die Versammelten armelige Menschen und erbärmliche Feiglinge, daß da und dort ein beleidigtes Gemurmel entstand. Aber er wußte so

gut zu reden, daß der ernste Zorn über die Regierung in ihren Herzen wieder wach wurde und viele Stimmen von neuem nach Waffen zu rufen begannen.

Der Königschmied versuchte mit aller Bedenlichkeit des besonnenen, abwägenden Mannes dazwischenzufahren, aber die andern waren wieder so stark in der Begeisterung drin, daß sie nicht mehr auf ihn hörten, sondern am Eifer des jungen Viktor und am eigenen aufbäumenden Wagemut sich freuten und herauschteten.

„Waffen, Waffen, macht die Gewehre bereit und bindet die Sensenklingen an die Holzstiele. Und wer nichts anderes hat, nehme einen Knüttel in die Hand. Wenn wir schon nur Bauern sind, morgen wollen wir zeigen, daß Männer in uns steden. Dann sollen sie merken, daß wir nicht lahm und dumm geworden sind am Pflug und im Stall und auf der Tenne. Und sie sollen erfahren, daß wir nicht umsonst auf Scheiben geschossen haben und daß ein Mensch leichter zu treffen ist als eine Krähe, die im Fruchtwacker sitzt. Und spüren sollen sie's am eigenen Leib, daß Sensen noch anderes zu schneiden wissen als Korn und Weizen. Waffen, Waffen, wie werden sie glänzen im ersten Morgenschein. Waffen, Waffen, und starke Arme, wahrt unfer Recht. Für dich wollen wir kämpfen; Jungfrau Maria, daß du nicht obdachlos wirst auf Erden und deine Hand nicht von uns zurückziehest.“

(Fortsetzung folgt.)

Luzernische Landstädtchen: Sursee.

Von W. Lädrach.

II.

Der Weg von Willisau nach Sursee führt über das weite Wauwilermoos. Gelbstern blüht in überreicher Menge. Ädergespanne ziehen da und dort. Turbenstecher sind an der Arbeit. Hier und da fährt ein Tierarzt oder sonstige Dorfgröße vorüber. Drückend lastet die Hitze über der Landstraße, und noch ist Sursee weit. Da schimmert ein



Sursee: Das Rathaus

Seelein zwischen Haussdächern durch die Bäume, der Mauensee. Raum eine Viertelstunde lang und nicht halb so breit,